





1500  
AD

Albanus Dornus Natus  
1500 in populo in illis  
pibus in umbra quibus  
anno 1500.



SILHOUETTEN  
AUS DEM GROSSEN HIRSCHGRABEN



MARKUS VON HÄNSEL-HOHNENHAUSEN

*Vom Antlitz  
in der Welt*

GEDANKEN ZUR IDENTITÄT  
IM 21. JAHRHUNDERT

FRANKFURTER VERLAGSGRUPPE  
HOLDING AG

FRANKFURT \* MÜNCHEN \* LONDON \* NEW YORK

Das Bild zeigt

**Albrecht Dürer**  
im Selbstbildnis von 1500,  
Alte Pinakothek München,  
und das  
**Antlitz eines Gekreuzigten**  
als Negativaufnahme  
des Grabtuches von Turin.

© 2005 Frankfurter Verlagsgruppe Holding Aktienges. August von Goethe  
In der Straße des Goethe-Hauses, Großer Hirschgraben 15  
60311 Frankfurt a.M., Tel. 069-408940, [www.frankfurter-verlagsgruppe.de](http://www.frankfurter-verlagsgruppe.de)

1.-15. Tsd. 2005  
als Nachwort zu Ilse Pohl: *Meine Lieder werden leben.*  
Miniaturen von Cornelia Goethe, Adele Schopenhauer,  
Clara Schumann und Annette von Droste-Hülshoff  
16.-17. Tsd. 2005 in Deutsch/Englisch  
18.-40. Tsd. 2007

ISBN 978-3-86548-760-5 Frankfurter Literaturverlag  
ISBN 978-1-904632-25-2 Ausgabe für Großbritannien und die U.S.A.  
EUR 9,80 (D), sFr 17,90, EUR 10,20 (A)

Diese Buchausgabe der Edition *Silhouetten aus dem Großen Hirschgraben* wurde mit einer Palatino gesetzt, im Bogenoffset gedruckt und in Fadenheftung gebunden. Alle verwendeten Materialien entsprechen alterungsbeständiger Qualität und die Papiere sind chlor- und säurefrei.

Das Lektorat des Verlags bittet um Einsendung  
anspruchsvoller Manuskripte aus Literatur  
und Philosophie und Theologie für die Reihe  
*Silhouetten aus dem Großen Hirschgraben.*

## Die Idee des Textes

Die Geschichte der Sprache, der Philosophie, der Kunst und der gesellschaftlichen Organisation (Herrschaftstheorie) bringen keine höchste Idee zur Erscheinung, die unpersönlich ist, kein Universum, kein geistvolles Abstraktum, sondern immer wieder das menschliche Antlitz – in der Begriffsbildung des Griechischen, Lateinischen, Deutschen, Englischen und Chinesischen ebenso wie in zentralen Strömungen von Philosophie und Theologie, bis hin zum die Moderne begründenden humanistischen Selbstentwurf.

Dabei wird deutlich, daß das Gesicht der Person sich nicht selbst erklärt, sondern Schirm von etwas anderem ist, das etwas in besonderer Weise Personales aufleuchten läßt. Dieses geistige Leuchten wurde schon von den Weisen der Vergangenheit mit einer unmitteilbaren Substanz in Zusammenhang gebracht, das die Person rückanbindet (religo) und sie zu den menschlichen Grundakten befähigt, zu Liebe, Freundschaft, Vertrauen und Hoffnung.

Die mannigfaltigen Hinweise in der Geschichte der abendländischen Kultur rufen uns zu einer Erkenntnis des Personalen auf, die der herrschenden Auffassung von

der Alleinverbindlichkeit des Materiellen konkret widerspricht. Denn das Wesen des Menschen ist sein Geist, der sich auch durch den Körper und in besonderer, bindender Weise im Antlitz zum Ausdruck bringt.

Die kulturelle Stagnation der Gegenwart mit ihrem Glauben an Machbarkeit und Fortschritt beweist, daß Geist sich eben doch nicht der Materie verdanken kann, sondern daß Geist vom Geist herkommen muß. Die Gewißheit eines universalen, eines Heiligen Geistes steht in uns auf, wenn wir nur genug die Geschichte unserer Kultur studieren.

Dieser aus den Tatsachen hervorgehende Glaube an einen Gott führt um so einleuchtender unter das Kreuz von Golgatha, je mehr wir unserer Vernunft und wissenschaftlichen Erkenntnis vertrauen. Ein Glaube, der Wahrheit beansprucht, muß ja verbürgt und dem Intellekt zugänglich sein, im Unterschied zu esoterischen Erklärungsversuchen, die Glaube nicht mit Wissen verbinden können. Deshalb ist gerade der christliche Glaube eins mit dem Anspruch auf Vernünftigkeit.

Wahrheit, die absolut wahr ist, muß allem Zählen und Wiegen überhoben und deshalb zutiefst personal sein. Das

Neue Testament berichtet von seinem Gott, der Person ist, der die Liebe predigte, der sich verschenkte, der sich zuletzt selbst hingab und darin wahrer Mensch wurde – und so auch wahrer Gott.

In der Botschaft des Jesus von Nazareth liegt die Option für eine mit Aufklärung und Humanismus sehr wohl vereinbare Identität, die die kulturelle Stagnation der Gegenwart auflösen und uns aus ihrer Kultur des Todes erlösen kann: Die Befreiung von den Fesseln des Materialismus hat ein Antlitz, das uns aus der Tiefe der Jahrhunderte her anschaut.

VOM ANTLITZ IN DER WELT



Wenn wir einen Gang durch die Jahrhunderte, durch die Philosophien und theologischen Schulen der Geschichte wagen, wenn wir also die kulturellen Entwürfe betrachten, die das Abendland zum Verständnis der Welt hervorgebracht hat, dann beobachten wir einen sich ewig wiederholenden, bis heute un-abgeschlossenen Widerstreit von Vernunft und Glauben.

Die Zugänge zur Welt und die Bilder von Welt, die von der Art der Zugänge abhängen, entstanden aus dem Widerspiel zweier Ordnungs- und Deutungs-

techniken. Die ältere ist die Synthese, die die Erscheinungen unserer Wahrnehmung miteinander in Beziehung setzt und das Verschiedene in einen Zusammenhang bringt. Das griechische σύνθεσις (synthesis) erläutert die lateinische Übersetzung: *compositio*, auch *additio*, also als Hinzufügung.

Synthese ist das erste und das wertebildende Prinzip. Es kann Welt deuten, weil Synthese der menschlichen Natur entspricht. Diese ist nämlich selbst Ursynthese: Körper und Geist, Seele und Materie, Vernunft und Annahme nicht hinterfragbarer Gründe in Wissenschaft oder Religion vereinigen sich im Menschen zu seiner besonderen Natur.

Das Wesen des Menschen *ist* aber nicht nur Synthese, es verhält sich auch

so. Denn es *wird* in der Zeit. Und Entwicklung bedeutet Verbinden, Verknüpfen, Bilden von Zusammenhängen, und das Aufgerufensein zur Entwicklung bedingt die Relationalität und das andauernd Prozeßhafte der menschlichen Natur, ihre soziale Verfaßtheit und ihren historischen Sinn.

Zu den historischen sozialen Synthesen zählen Traditionen, Privilegien, Geburtsadel und natürlich Kirche und Religion, aber auch Familie – die sich seit dem frühen 19. Jahrhundert, nach endgültiger Befreiung des Einzelnen im Durchbruch des Menschenbildes der Aufklärung, in Auflösung und Neuorientierung befindet.

Die Dialektik der Geistesgeschichte speist sich aus der Gegensätzlichkeit der

zweiten Ordnungs- und Deutungstechnik, der Analyse. Auch hier gibt uns die Übersetzung des griechischen Begriffs *ἀνάλυσις* (analysis) in das Lateinische näheren Aufschluß über das Bedeutungsspektrum: *resolutio*, auch *reductio*, also Zersetzung, Zergliederung, Zurückführung, Verminderung und sogar Auflösung.

Während Synthese durch ein Zusammenspiel von Geist, Seele und Gemüt entsteht, ist die Analyse ein Werkzeug des Intellekts. Sie hat die systematische Philosophie hervorgebracht, die Idee des Systems überhaupt, Technik, die Notwendigkeit der Maschine, seit ihrem seit Jahrhunderten anhaltenden Siegeszug auch die zuvor unbekannte Idee des Fortschritts.

Dabei kommt die Analyse selbst nicht ohne eine *syntheshafte* Grundlage aus, die allerdings gern verschwiegen wird. Die Wissenschaften als direktes Produkt von Analyse haben nämlich letzte Gründe oder Vorannahmen, die nicht rational sein können. Nur deshalb war es möglich, die Ökonomie vom Menschen unabhängig zu machen. Deren Gesetze wurden Teil der Natur und ehern. Der Mensch wurde ihr auf Gedeih und Verderb untertan. Individualität wurde eine Frage des Besitzes als einer unmittelbaren Beziehung zwischen Eigentümer und Eigentum – im Gegensatz zum Feudalbesitz, der eine Beziehung zwischen Menschen und deshalb syntheshaft war und die, unter anderem, den Lehnsherrn auch zur Sorge für die ihm untergebenen Indi-

viduen verpflichtete. Diese Umdeutung, die wir unter dem Stichwort *Liberalismus* kennen, hatte eminente Folgen für die Industrialisierung, für die Zerstörung sozialer Strukturen, für Pauperismus, Bevölkerungswachstum, kriegerische Nationalstaatsbildung, schließlich für die Verfassung der modernen Welt.

Aus der Anwendung des analytischen Denkens auf die Gesellschaft folgte der *soziale Atomismus* (Sartre), der alle sozialen *Organismen* wegen ihrer Abhängigkeiten und damit die ländlich-feudale Gesellschaftsordnung des 18. Jahrhunderts ablehnte. Die Folge dieser Anwendung der szientistischen Ideologie und ihrer Technik des Atomisierens, Zerlegens und Zersetzens auf das soziale Leben war der Zerfall der Rechtsverbände, der Stände,

Zünfte, Stifte und zwar in Individuen, Anspruchsinhaber, in materielle und geistige Elemente. Schiller schrieb: *Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.*

Im Gegensatz zur geistvollen (synthetischen) Komposition ist die mechanische Juxtaposition die Zusammenfügung durch bloße Nebeneinanderstellung, Ergebnisbildung aus Subtrahiertem, wahres Gesicht von Analyse, unsere Gegenwart. Die Juxtaposition ist das einzige Instrument, über das die szientistische Ideologie verfügt, um ihre mit aufwendigem wissenschaftlichen Apparat gewonnenen Ergebnisse in eine Beziehung zur Welt zu setzen. Ihre Erklärungskraft ist dabei nur aufs Einzelne gerichtet, partikulär und

kann, weil es dem Geist der Analyse widerspricht, nicht sinnstiftend sein. Dagegen stehen aus Freiheit entstandene Grundsätze, Bekenntnisse, gewachsene Einrichtungen, organische Gestalten und Wesen, die in ihrer historisch gewachsenen Bedeutung heute zwar oft unverständlich sind und die, weil sie sich der Zerlegung und Auflösung widersetzen, als Orientierungspunkte in die plurale, sinnverwirrte Gesellschaft hineinragen.

Es ist ein Paradox und begründet Vorrang und Wert der Synthese, daß die Analyse selbst auch Synthese sein muß, daß sie auf nicht hinterfragbare, nicht auflösbare Grundsätze sich stützen muß, um sich nicht selbst zu zerlegen und damit zuletzt sich selbst auch zu widerlegen. Der Glaube an das allgültige Prinzip

des Wißbaren ist ein solches, merkwürdiges Dogma.

Aus der Herrschaft der szientistischen Ideologie rührt die gegenwärtige Unfähigkeit zur Grundsynthese oder religiösen Synthese. Diese Impotenz stürzt den von Herrschaft und deshalb auch von allen Einbindungen *befreiten* Menschen in die Tiefen des Materialismus. Was kann ihn, den zu vierzigstündiger Wochenarbeit verpflichteten Einzelnen noch von einer Maschine unterscheiden? Das frühe 19. Jahrhundert konnte deshalb schließlich sogar den Begriff des *mechanischen Geistes* entwickeln.

Aufklärung, Inthronisation des Ichs, Vernunftglaube, Szientismus können wegen ihrer analytischen Methode niemals zu einem schlüssigen Weltbild finden,

das nur Ergebnis der gegensätzlichen Methode sein kann. Die Gegenwart und der Einzelne glauben an das Menschenbild der Aufklärung, aber sie taumeln mit ihm ohne wirkliche Orientierung, auf der unablässigen Suche nach Identität. Ein *Menschenbild* ist nämlich das Gegenteil eines *Weltbildes*.

Das Ideal des befreiten Menschen und das Menschenbild von Humanismus, Reformation und Aufklärung werden sich zuletzt selbst in Frage stellen, wenn nämlich die Biotechnologie den ersten künstlichen Menschen erzeugt haben wird. Da die mit *Herrschaft* diskriminierte, keineswegs ideale altständische soziale Ordnung lange schon dahin ist, erschien an ihrer Stelle die Freiheit des Individuums. Ist dieses im Reagenzglas beliebig repro-

duzierbar, ist die Freiheit, mit der sich das Individuum selbst setzt, gleichfalls verloren. Der aus seiner angeblich selbst verschuldeten Unmündigkeit befreite, aufgeklärte Mensch stürzt mit einem Mal von der Spitze seiner aufgeklärten, rationalen Freiheit in einen bislang ungekannten Abgrund von Unfreiheit und besinnungsloser Abhängigkeit.

Daher ist es auch keine grundsätzliche Frage, ob das geringerwertige Ordnungs- und Deutungsmuster, das analytisch ist und Ausdruck des kritischen Intellekts, sich zur größten Gefahr für die *westliche* Kultur entwickeln wird. Es wird einer neuen kopernikanischen Wende in der Deutung der Welt bedürfen, um zu einem für die Zukunft tragfähigen, kultur- und identitätstiftenden Paradigma zu

gelangen. Da die Philosophen in ihrer analytischen, zuletzt dekonstruktivistischen Methode gefangen sind und auch die akademische Theologie sich szientistisch definieren muß, wer kann auf ein neues Weltbild hinleiten?

Für jetzt aber befinden wir uns in einer Epoche der Juxtaposition, die, wie das Internet, Ungeordnetes nebeneinander stellt und zum Reichtum des Details, aber auch zur Verwirrung des Ganzen und zum Chaos führt. Es ist die Zeit von Subtraktion, von Zerlegung in immer kleinere Teile und von Desorientierung, Auflösung von Verbundenem, Verbänden und Strukturen. Arbeit ist deshalb kein humanes Prinzip mehr, dem wir Identität verdanken, sondern Last, Ausbeutung, ja

Strafe. Kinder, das große Geschenk des Lebens, sind in der Hauptsache eine Kostenbelastung, die den gewollt oder ungewollt Kinderlosen als Vorwurf der indirekten Bereicherung vorgehalten wird. Leben, selbst der Kernbereich von Familie als Ort des Werdens der nächsten Generation, ist eine Frage von Besitz, eine Frage von Anspruch und Umverteilung von Gütern geworden.

Während bisher eine Generation der neuen das zurückgab, was sie selbst von ihrer Elterngeneration erhalten hat, kann der nun vereinzelte, *befreite* Mensch nichts *zurückgeben*. Ein dreistufiger Familienverband, der sich selbst vollziehender Ursprung ist, existiert nicht mehr. Die mit der Reproduktion befaßte mittlere Generation kann ihre Verantwortung

nicht mehr in der historischen Vertikalen erkennen. Sie fordert deshalb Ersatz für ihre Leistungen in der Gegenwart, von den nichtverwandten Mitlebenden. Die Gesetze der vom Menschen losgelösten Ökonomie atmen den Geist der Freiheit, aber auch des Anspruchs und der sozialen und seelischen Verarmung.

Die offensichtlich über ihre Grundbegriffe verwirrte, sinnsuchende Gegenwart kann sich nur noch auf das eigentlich Unauflösbare beziehen, auf das letzter wissenschaftlicher Erklärung Entzogene, auf die oben bereits als Ursynthese bezeichnete Personwerdung. Die Bedeutung von Person und das hinter ihr ruhende Personale sind Schlüsselbegriffe, die von jeher beide Deutungstechniken bedienen, Ana-

lyse und Synthese. Hieraus resultiert ihre Orientierungskraft.

Das Christentum ist ebensowenig denkbar ohne jene wunderliche Wahrheit der Heiligen Dreifaltigkeit, jene mystische Wahrheit der drei Personen einen Wesens wie die ionische Philosophenschule, die Stoa und andere ohne ihre Begrifflichkeiten von *Person*, die einem idealen Etwas und der Vernunft (logos) ein Verhältnis geben und damit die richtige Freiheit des Menschen zu begründen suchen. Das Naturrecht, mit dem der Mensch in der Welt einen systematischen Ort erhält, wirkt von Augustinus auf Thomas von Aquin und von ihm invers oder gewissermaßen seitenverkehrt auf Humanismus und Vergöttlichung des Ichs in der Epoche der Aufklärung.

Es ist das Wesen aller großen Religionen und von Religion überhaupt, Welt auf den Menschen hin zu erklären. Erst mit der kopernikanischen Wende drehte sich dieses Verhältnis in einem irreversiblen Prozeß um. Deshalb tragen Familie, Kirche und Vorstellung persönlichen oder komunitären Heils nicht mehr. Seither sind keine Kathedralen, keine Dome mehr gebaut worden. An ihre Stelle traten die Bankhäuser, als Stätten von Industrie und Kapital, als Ausdruck der Singularisierung und Beherrschung des äußerlich freien Einzelnen.

Mit der personalen Verfassung des Individuums, das nicht bloß Entität, bloß Seiendes, sein kann, wie jeder von uns spätestens spürt, wenn wir an einem Grab stehen, haben sich folglich die Ge-

lehrten vieler Jahrhunderte beschäftigt. Der unauflöslich scheinende Widerspruch der Freiheit des menschlichen Willens zur Allmacht Gottes ist deshalb auch ein Generalthema der Welterklärungslehren der letzten zweitausend Jahre. Eng damit verbunden ist die Frage nach der Beschaffenheit des Personalen, das Persönlichkeit und Person hervorbringt und das sich zu Gott und Welt verhält.

Person ist das immer Werdende, das sich selbst Entwerfende. Ihre Qualitäten erscheinen daher als Prozessuales. Wenn es im Alten Testament heißt, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, dann versteht sich das nicht nur metaphorisch, sondern auch wesensmäßig: Das Personale ist aus sich, wie Gott

aus sich und ohne fremden Grund ist. Es ist Bedeutung ohne Kontext, wie selbst manche Philosophen der Gegenwart be-  
kennen.

Es könnte merkwürdig anmuten, aber beinahe alle bedeutenderen Denker der abendländischen Geistesgeschichte haben die Person als jenes Eigenständige, sich durch einen Grundakt selbst setzende Individuum beschrieben, mal sich Gott verdankend, mal nur sich selbst gehörend, mal sich aus der Metaphysik in Freiheit selbst verantwortend. Die Vorstellung von Person ist Kristallisationspunkt für die Versuche, Welt zu deuten.

In der besonderen Bedeutung von Person sind sich folglich auch die Philosophie der Aufklärung – Kant appellierte, der Nächste dürfe nicht als Mittel gelten

(was analytischem Geist entspräche), er sei stets nur Zweck seiner selbst – und die Theologie einig. Es ist Zeichen unserer Zeit, wenn der Theologe Bernhard Welte dabei eigens begründen muß, daß Liebe als personale Beziehung nur das Gegenteil einer funktionalen Beziehung sein kann.

Liebe und Personalität sind zutiefst menschliche Anliegen. Deshalb zählen beide Begriffe auch zum Kernbereich der Orientierung. Eine der großartigen Synthesen in der Geschichte – in ihrer Schönheit und Erklärungskraft dem auf seine intellektuelle Wahrnehmung begrenzten Zeitgenossen *natürlich* nicht zugänglich – ist die Menschwerdung des christlichen Gottes und das heißt ein gültiges, der menschlichen Natur genau entsprechen-

des Muster von Personwerdung. Warum die Person Jesu Christi, der *Sohn Gottes*, niemals als Mirakelwesen gesehen wurde, sondern als Person, in der durch die Aktion Gottes beide Naturen und Liebe und personale Verfassung sich in einem Prozeß andauernd neu verbinden, dies deutet erneut daraufhin, daß Person, Personales und ihr Werden unbestrittene Ursubstanz für Orientierung und Identität ist.

Wenn wir über Urwissen unserer Kultur sprechen, dann muß es aufschlußreich sein, diesem Grundlagenwissen in der Bildung seiner zentralen Begriffe nachzuspüren, denn Sprache bewahrt bekanntlich dieses Metawissen eines Volkes. Etymologie ist daher auch kein wis-

senschaftliches Nebengleis, sondern ein wahrer Steinbruch für Geschichte und Philosophie.

Auf dem Höhepunkt des mittelalterlichen Weltbildes, geprägt vom scholastischen Denken, von der politisch-theologischen Zweischwerterlehre, von der Heiligung des ganzen Lebens, vom Numinosen in der Welt, in der Ganzheit dieser Welt gab es im Deutschen, das noch keinen Teil an Theologie und Philosophie hatte, kein Wort für den Begriff der Person. Es bezeichnet die immense Kraft des mittelalterlichen Paradigmas, das den Alltag durchdrang und das im Deutschen dieses Wort notwendig machte. Es mußte aus dem Lateinischen entlehnt werden. Die Entlehnung bestätigt aber eben auch, daß mit dem Wort auch die Vorstellung

importiert wurde, denn ein bereits vorhandener Begriff hätte sich in einem Wort der eigenen Sprache zum Ausdruck gebracht. Es ist von Bedeutung für die deutsche Geschichte, daß der Einfluß des Lateinischen und in ihm die Traditionen der großen griechischen Philosophien sich nicht im Aufpfropfen Römischen Rechts erschöpfte. Über die lateinische Gelehrtensprache fanden die Vorstellungen der sogenannten klassischen Antike direkten Eingang und Abbildung im Denken unseres Volkes. Die Entlehnung des Wortes und des Begriffs der Person in der Zeit des Thomas von Aquin ist ein Meilenstein dieser Entwicklung.

Man hat lange geglaubt, Idee und Begriff der Person aus dem Lateinischen *per-sonare* (hindurchklingen) herleiten

zu können. Die Verlockung war groß, denn der Personbegriff wäre vom Volksgeist offensichtlich metaphysisch grundgelegt und die großartige semantische Bestätigung der theologischen Auffassung von *Person* gewesen. Tatsächlich ist aber das Lateinische *persona* selbst eine Entlehnung aus dem Griechischen von τὸ πρόσωπον (to pros-opon), das nur teilweise unsere heutige Vorstellung von Person enthält. Denn die theologische und philosophische Inhaltsschwere des Personbegriffs war in der Antike nicht bekannt. Erst die frühchristliche Theologie entwickelte die Bedeutung des *pros-opon* weiter. Seit dem 2. Jahrhundert kennen die Quellen die Person, die durch sich selbst ist, die Einheit der Person mit ihrer *Rolle*, d.h. ihre Selbstsetzung und die von

ihr selbst zu vollziehende Beziehung zu einem Dritten. Der Begriff ist zwar bereits im Alten Testament vorgegeben. Tatsächlich wirksam wurde er jedoch erst durch die Entwicklung der frühen christlichen Theologie. *Persona* steht der Natur gegenüber, Christus ist Person, durch seine Natur ist er aber auch Teil der Dreifaltigkeit. Tertullian spricht von erster, zweiter, dritter *göttlicher Person*. *Person* befindet sich somit in Gegenüberstellung zu ihrer *Substanz*.

Die Entdeckung der theologischen Potenz des Begriffs führte zu einer dynamischen und tiefen Diskussion in der antiken Kirche. Es ergab sich ein Zusammenklang mit der Ausformulierung des Monotheismus der christlichen Religion. Der Monotheismus bedeutet Überwindung

der Antike, deren Metaphysik diese Idee nicht kannte, weil man an den Vorrang des Allgemeinen vor dem Einzelnen als dessen Begrenzung und Verendlichkeit glaubte.

*Pros-opon* bedeutete aber vor allem *Gesicht*. Diese Bedeutung dürfte die älteste und ursprüngliche sein, denn das Wort ist ein Kompositum. *πρός* (*pros*), was *gegen* bedeutet und auf die Urerfahrung des Ichs in der Welt hinzuweisen scheint, das sich selbst erst am andern zu erkennen vermag. Es verbindet sich mit *ὄπος* (*opos*) und der kausalen Bedeutung des *auf daß* und *damit*. Bei *pros-opon* (Person, Gesicht) scheint es sich, ohne eine zielvorbestimmte Exegese des Wortes betreiben zu wollen, um eine Wiedergabe ältester, ja anthropologisch relevanter Wahrneh-

mung zu handeln. Daß dem Begriff die Idee von etwas Prozessuellem auf etwas hin, eines werdenden Seins zu Grunde liegt, das in einem kausalen Zusammenhang steht, das sich gegen etwas verantwortet, diese Kernbedeutung kehrt auch in der lateinischen Übersetzung und sogar in einem deutschen Parallelbegriff wieder. Noch 1767 findet sich im *Gradus ad Parnassum*, einem verbreiteten Schulwörterbuch, die Übersetzung von *persona* nicht bloß als Gesicht, sondern als *ein gemacht Antlitz*. Diese deutsche Parallelbildung ist also offensichtlich entweder humanistisch, vom Geist des griechischen Originals inspiriert oder eine zufällige, jedoch begriffsgeschuldete Parallelentwicklung.

Der deutsche Begriff des Antlitzes zeigt, daß auch im Deutschen die Vorstellung vom Gesicht ebenso wie die griechische als relational, als Größe aus Bezogenheit auf etwas aufgefaßt wurde. Gesicht oder *pros-opon* galt als auf etwas hin Gerichtetes, denn das gemeingermanische Präfix *ant-* bedeutete – wie *pros* – *gegen*. Das Präfix *ant-*, das im deutschen Vokabular sonst nur noch in *Antwort* erhalten ist, ist dabei, für unsere Fragestellung erstaunlich, wieder direkt verwandt mit dem Griechischen *anti*. Die griechische Vorsilbe spiegelt abermals genau jene Bezogenheit oder Relationalität wider, die für *pros-opon* ebenso wie für die deutsche Parallelbildung des Antlitzes festzustellen ist, denn es bedeutet *angesichts* und *gegenüber* und schließlich

*Entgegenblickendes*. Verantwortlich hierfür ist die gemeinsame indogermanische Wurzel im Substantiv *ant-s* (Vorderseite, Stirn, Gesicht), die aber die parallele Entfaltung gleicher Bedeutung in zwei verschiedenen Sprachräumen wohl kaum erklären kann.

Anders als *Gesicht*, das eigentlich ursprünglich *Gesehenes* meint und dessen alte Bedeutung nur noch in der literarischen Wendung erhalten ist: *Ich hatte ein Gesicht* (für: *ich hatte einen Traum*) – anders also als *Gesicht* ist *Antlitz* fast identisch mit der frühchristlich fortentwickelten griechischen Vorstellung von *pros-opon*. Wenn wir dann noch feststellen, daß *litz* die Bildung eines im Deutschen untergegangenen Verbs mit der Bedeutung *sehen, blicken* ist (altenglisch

*wlite*) und daß dieses Wort mit *leuchten* verwandt ist, dann steht das Wort *Antlitz* in herausragender Weise für die Idee des Personalen als Ursynthese, die im Antlitz durch einen aphysischen, aber substantiellen Akt Person wird.

Ein wichtiger Schritt in der Herausbildung des Bedeutungsgehaltes des lateinischen Begriffs war die Ausdifferenzierung und systematische Begründung von *Person* durch Thomas von Aquin. Der Heilige unterschied in der Folge das Sein (die Substanz) von der Weise des Seins (die Person) und damit die geistliche Weihe von der Person ihres Trägers. Hintergrund war die Notwendigkeit, die unzerstörbare Weihe des geistlichen Standes gegen die in der Welt strauchelnde Person ihres Inhabers abzugrenzen.

Bischof Odo von Bayeux, der ein Urteil nur vom Papst annehmen wollte, konnte unter Wilhelm dem Eroberer deshalb als Bischof nicht verurteilt werden. Als Earl of Kent unterlag er jedoch der Gerichtsbarkeit des Königs und erhielt seinen Spruch. Es ist auch der Fall eines französischen Bischofs überliefert, der im Zölibat lebte, als Baron aber gleichzeitig verheiratet sein konnte. Die vom Kirchenrecht ausgehende Unterscheidung von Amt und Person wurde wesentlich für die Entwicklung des politischen Amtes der Neuzeit.

Person war dabei zunächst vor allem ein Subjekt mit eigenem, freien Willen. Deshalb konnte eine Person nicht nur eine natürliche Person sein, sondern auch eine nach dem Grundsatz der Gesamt-

hand handelnde Körperschaft, eine Vereinigung, ein Orden etwa oder eine Stiftung oder, als rechtstheoretische Sondererscheinung, *das Reich*.

Die Trennung von geistlicher Weihe und Person, d.h. von Amt und Person konnte schließlich leicht auf den König übertragen werden, da dieser durch die Krönung auch geistliche Weihen erhielt.

Wenn wir den Eindruck vertiefen wollen, daß das Personale Gesicht wird, durch das seine *Substanz*, sein Wesen hindurchleuchtet, dann muß uns gerade die Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation interessieren. Sie verdankt sich nämlich der Verdichtung der Vorstellung vom Reich als körperschaftlichem transpersonalem Gebilde, auch wenn dem Mittelalter die Körperschaft

im juristischen Sinne noch unbekannt war. Die Sakralisierung des Reichsgedankens ist dabei nicht dem römischen Recht geschuldet. Sie ist das Ergebnis einer langen Entwicklung, die just und nicht zufällig in der Zeit der Hochblüte des Mittelalters im 13. Jahrhundert, kulminierte. Der theologische Dualismus zwischen Reich und Kirche blieb nicht Theorie, sondern zeigte sich in manchen Details von Rechtsleben und Herrschaftssymbolik.

Das unvergängliche und fehlerfreie Sacrum Imperium Romanum erhielt sein Gesicht durch die Kette aufeinander folgender Imperatoren. Die Insignien des Reiches spielten dabei eine wesentliche Rolle, weil sie nicht bloß Abzeichen waren. Rechtlich hatten sie *dinglichen* Cha-

rakter. Der Kronschatz symbolisiert das Reich, ja, in ihm ist das Reich selbst gegenwärtig. Er war deshalb Legitimation von Herrschaft. Daß die Insignien, Krone, Reichsapfel, Heilige Lanze, Stephansbursa usw., selbst das Reich verkörpernten, erhellt daraus, daß der Verlust der Insignien auch Verlust der Herrschaft über das Reich bedeutete.

Die Heiligkeit des Reiches verlangte, daß die Krönung liturgisch vollzogen wurde und daß der Kaiser unmittelbar vor der Krönung als Ausdruck einer geistlichen Weihe gesalbt wurde. Die im Kronschatz befindlichen Reliquien knüpften ein weiteres Band zwischen der irdischen und der überirdischen Welt.

Es ist eine bedeutsame Kulturleistung des christlichen Mittelalters, den Gedan-

ken des Reiches als körperschaftlich, als transpersonal und heilig ausformuliert zu haben. Der Kaiser verlieh dem lebendigen Reich Körper und Antlitz. Kaum etwas gibt die Symbol- und Synthesekraft des Hochmittelalters eindrucksvoller zu erkennen als die Personwerdung des Heiligen Römischen Reiches im gesalbten Träger der Reichsinsignien. Und diese, die Quellen sagen es so, waren ja selbst das Reich (*daz rîche*).

Dabei ist es ein erhellendes Detail, daß sich das Reich während des Krönungsaktes nicht in dem Moment im Erwählten inkorporiert, in dem sich die Krone auf das Haupt senkt, sondern in dem darauf folgenden Augenblick, in dem das anwesende Volk (oder seine Repräsentanten) dem Gekrönten akklamiert.

Die Akklamation ging später auch in die Krönungsliturgie ein. Zwei Chöre trugen, stellvertretend für das Volk, die Kaiserlaudes vor, die die theologische Ineinswerdung des Kaisers mit Christus ausdrückten: *Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat*. Dies war der Augenblick, in dem das transpersonale Heilige Imperium personal und im Gekrönten und Gesalbten (χριστός, christos) sichtbar wurde.

Die englischen Herrschaftstheoretiker steigerten die Vorstellung der Trennung von Würde und Person zur Theorie von des Königs beiden Körpern, dem physischen und dem politisch-metaphysischen (*the King's two bodies*). Das eine Antlitz des Königs präsentierte gewissermaßen die biologische Person des Königs und

zugleich das Königreich. Dies war aber weit mehr als geistvolle Metaphorik. Das Reich führte eine, modern gesagt, virtuelle Existenz, die sich im Territorium, in den Institutionen des *Staates* und in der Gesamtheit des Volkes zur Anschauung brachte. Deshalb entstand im physischen Körper des Königs während der Krönung ein zweiter Körper, eben der des Reiches. Die zunehmende Ausbildung der staatlichen Strukturen führte später zu höherer kanonistischer Abstraktion. Das Reich präsentierte sich in *der* Krone, die wiederum nicht notwendig identisch war mit dem Krönungsdiadem, sondern sich in diesem ausdrückte.

Anschaulich sind in diesem Zusammenhang die berühmten Porträts Elisabeth I. Die das Königreich vereinigende

Herrscherin schuf durch eigene Anweisung in ihren Bildnissen eine beabsichtigte Visualisierung ihres Königreichs. Das maskenhafte Gesicht und der den Territorialverband fast topographisch darstellende Ornat brachten die Vollendung des Königreiches in der Person der Königin eindrucksvoll zur Anschauung.

Im englischen Krönungsritual hat sich die Akklamation als Akt der Personwerdung des Reiches, allerdings als Applaus der Peers verkümmert, erhalten. Im Buckingham-Palast ist das monumentale Gemälde Franz Xaver Winterhalters zu sehen, in dem die Krönung der Queen Victoria festgehalten ist. Intuitiv hat der Maler nicht den Akt der Aufsetzung des Diadems fixiert, was man doch erwartet, sondern den Augenblick danach, also die

Zustimmung der hüteschwingenden, der Herrscherin akklamierenden Peers.

In der mittelalterlichen Liturgie zur Kaiserkrönung ist dieser uralte Legitimations- und Initiationsritus gleichfalls enthalten. Bereits für die Krönung Karl des Großen im Jahre 800 ist überliefert, daß das römische Volk dem gerade gekrönten fränkischen Kaiser akklamierte. Und zwar auf Anordnung des Papstes, der offensichtlich um die herrschaftstheoretische Bedeutung und um den Vollzugscharakter des Vorgangs wußte.

Es ist eine erstaunliche Parallele zum Verhältnis vom humanen Personalen und seinem Antlitz, daß das vom Volksverband ausgehende metaphysische Reich transpersonal und dabei doch als Subjekt gedacht wurde und daß das Reich im-

merzu aufgerufen war, in seinem Repräsentanten Gestalt und Gesicht zu werden. Diese Gestaltwerdung war, da ihr Wesen sich in ihr ausdrückte, ein metaphysischer Akt und Ausdruck einer *hinter ihr* liegenden, überzeitlichen Substanz.

Es ist rechtshistorisch also richtig, davon zu sprechen, daß die Krönung, die zwingend der Wahlbestätigung des Volkes bedurfte, ein Akt der Personwerdung war – und zwar der im Reich metaphysisch verfaßten Volksgemeinschaft.

Die Transpersonalität des Reiches befand sich im andauernden Prozeß der Sichtbarwerdung, ohne daß dies rechtlich konstitutiv gewesen wäre. Denn der stiftungsähnliche Charakter des Reiches ist nicht an die Ausübung jenes freien Willens gebunden, der das Subjekt legiti-

miert. Eine Stiftung ist ja bekanntlich wesensmäßig ohne zeitliches Ende, sie kann ruhen, ohne zu vergehen. Der Jurist Baldus schrieb im 14. Jahrhundert: *Die Person des Kaisers muß sterben, aber seine Würde, das Amt des Kaisers, ist unsterblich.*

Franz II. legte die Krone des Heiligen Römischen Reiches 1806 nieder, insbesondere um sie dem Zugriff Napoleons zu entziehen. Der Kaiser sprach dabei von dem Bande, *welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reichs gebunden hat.*

Das Reich hatte also keinen Träger mehr, niemanden, der es verkörperte. Als transpersonales Gebilde hörte es deshalb aber keineswegs auf zu existieren. Ob das Reich in den Staatsformen des 19. und 20. Jahrhunderts wieder auflebte und ob es

sich in seinen Organen zur Anschauung brachte, ist umstritten, obwohl nicht Weniges dafür spricht: die Ausrufung eines neuen, *zweiten* Kaiserreiches 1871, die Rechtsnachfolgeerklärungen der verschiedenen deutschen Staaten, ja selbst die offensichtliche und legitimierenwollende Anknüpfung durch den Begriff *Drittes Reich*. Merkwürdig ist zudem, daß die Alliierten es 1947 eigener Verordnung für nötig erachteten zu erklären: *Der Staat Preußen, seine Zentralregierung und alle nachgeordneten Behörden werden hiermit aufgelöst*. Der das Kaiserreich repräsentierende preußische Staat existierte allerdings schon seit 1934 nicht mehr. Wenn die Alliierten einen bereits seit 13 Jahren nicht mehr existierenden Staat auflösten, dann glaubte man offensichtlich an etwas

nicht Sichtbares, jedoch Fortbestehendes, wohl die Idee eines Reiches, und damit an etwas Transpersonales. Auffällig im Zusammenhang mit der Frage des Fortlebens des Sacrum Imperium Romanum in den Herrschaftsformen der Gegenwart ist schließlich auch das Wiederaufleben des einköpfigen schwarzen Reichsadlers auf goldenem Grund. Das antike und mittelalterliche Abzeichen der römischen Königswürde, Vorstufe der deutschen Kaiserwürde, ist heute das Wappentier der Bundesrepublik Deutschland.

Welche wirkliche Lebenskraft die überpersonalen Strukturen tragen, erfährt man aber wohl am besten in der Schatzkammer des Londoner Towers. Um den Besucherstrom zu regulieren, müssen die Gäste auf ein Fließband steigen, das sie

an den Kronjuwelen unaufhaltsam vorbeitransportiert. Die unbeabsichtigte Metaphorik dieser gewinnoptimierenden Einrichtung ist großartig: Die Menschen ziehen vorüber, das Reich aber ist ewig.

Der Reichsgedanke des Mittelalters ist eine theologisch und kanonistisch ausformulierte Synthese der Volksgemeinschaft, die im Reich metaphysisch und im Monarchen physisch Person wird. Die die westliche Staatskultur bis heute prägende Herrschaftstheologie spiegelt also zugleich den Kerngedanken des Personbegriffs, die Bezogenheit von unvergänglicher Substanz auf ein Antlitz und umgekehrt. Daß sie um die Begründung ihrer Regierung in eben jener metaphysischen Substanz weiß, ließ Queen Elizabeth II. erkennen, als sie kürzlich sagte,

ihre Aufgabe sei nicht das Handeln, sondern das Sein.

An der Schwelle zur Neuzeit leitete eine Umdeutung des Begriffs der Person eine geistesgeschichtliche Wende ein. Wenn im hohen Mittelalter der Wille Gottes die Welt und damit auch die Person lenkte, die als individuelle, freie Selbstsetzung Teil an jener *Substanz* hatte, dann wurde nun durch eine Akzentverschiebung ein wesentlicher Unterschied sichtbar: Substanz generiert die Person jetzt selbst, eben durch ihren Selbstakt. Diese zunächst marginal erscheinende Umdeutung bildete schließlich den Ausgangspunkt der Reformation und den theoretischen Grund für die Anspruchshaltung des modernen Individuums.

Bei Boëthius (um 480-524) war Person noch *substantia incommunicabilis* (nicht-mitteilbare Substanz). Eintausend Jahre später, bei Suarez (1548-1619), war sie dann *existentia incommunicabilis*, also nichtmitteilbare Existenz von einer nun von ihr geschiedenen geistigen Natur.

Rationalismus und psychologischer Idealismus taten den letzten Schritt und lösten schließlich die Einbettung des Personbegriffs ganz aus dem Sinnzusammenhang mit der Universalität des Seins und Transzendenz des Geistes. In seiner Kritik der reinen Vernunft (1781) konstituiert Immanuel Kant Person durch Verdienst, Würde, Rang und Auszeichnung. Person galt seither – und gilt bis heute – nicht mehr als *pros-opon*, nicht mehr als das Angerufensein, Mittel zu etwas und

Gesicht von etwas zu sein, sondern als Zweck an sich selbst. Dieses Selbstzweckwesen muß sich dann vom Universum mit seiner Macht und Weite bedroht fühlen. Es setzt ihm, nach Kant, die – gewiß nicht rationale, sondern synthesehafte – Gewißheit entgegen, zu einer höheren Welt zu gehören. Wenig zeigt die Armut unserer modernen Denkhaltung besser als dieses Konzept des Menschen, der der hochanalytischen Reduktion seines Daseins über die Schleife eines merkwürdig diffusen Berufenseins noch etwas Menschliches abgewinnen will, kann er sich doch sonst nur noch sozial entwerfen.

Der griechische Begriff des *pros-opon* bedeutete ausdrücklich auch die Larve des Schauspielers, der etwas zu Gehör

und zu Gesicht bringt. Diese Gerichtetheit, Oberfläche von etwas, von etwas Substantiellem zu sein, und Gesicht (in der Bedeutung von Gesehenem oder zu Sehendem) ist also der bleibende Gegenentwurf zum reduktionistischen Menschenbild der Aufklärung und unvergängliche Matrix für Weltdeutung.

Die Dialektik der geistesgeschichtlichen Entwicklung spiegelt sich auch in weiteren uralten Begriffen, die Wahrnehmung und Reflexion des andern, des sehen- und erkennenlassenden Gegenüber, dartun. Es muß uns an dieser Stelle indes versagt bleiben, auf die Etymologie des *Lobens* einzugehen, das den Vorgang des Erkennens und damit des Anerkennens metaphysisch reflektiert und in einer direkten Verbindung zur Metaphysik des

abendländischen Personbegriffs steht. Wir dürfen an dieser Stelle auch nicht auf die gemeinsame Wurzel und religiöse Systematik des Begriffspaars *denken* und *danken* (*think und thank* im Englischen) eingehen.

Die ursprüngliche, frühchristlich durchbildete Idee von Person und Personalität ist ein grandioser Akt der Erklärung von Welt und Würdigung des humanen Synthesebedürfnisses. Während im Griechischen Person und Antlitz begrifflich noch eins waren, entwickelte die das Griechentum überwindende und sie als schwach und weiblich verachtende römische Kultur für das Angesicht einen eigenen, einen zweiten Begriff.

Der lateinische Geist verdankt seine großen Kulturleistungen, die die Welt bis

heute prägende Systematisierung des Rechts, das politisch-militärische, höchst analytische *divide et impera* und manch anderes, seiner immensen Kraft zur Subtraktion, zum darauf gründenden System, zur Herrschaft, also zur Analyse. Diese maskuline Kultur bildet sich heute bis in die Details der Herrschaftssymbolik der US-amerikanischen Kultur ab, und sie beherrscht auf diese Weise noch zweitausend Jahre nach ihrem eigenen Höhepunkt die Welt.

Den Römern mußte folglich unverständlich sein, warum das Angesicht etwas dem Personalen, also einer gerade nicht teilbaren Substanz Geschuldetes, somit etwas nicht aktiv Bildbares, Herstellbares sein sollte. Veränderten doch die militärischen Strategen und die ihnen

folgenden Verwaltungsbeamten das Gesicht der ganzen Welt. Es ist kennzeichnend für den Geist der Lateiner und ihre Kraft zu einer Architektur der Logik, von der die Sprache zeugt, die das Kirchenrecht und damit den beispiellosen Aufbau einer religiösen Weltorganisation ermöglichte, es ist also signifikant für den Geist des Römischen, daß ihm das Angesicht *facies* war. Abgeleitet aus *facio* (ich mache), enthält dieser Begriff eine Kernaussage über die römisch-bäuerliche Volksseele. Wenn auch im Akkusativ mit Infinitiv die griechische Urvorstellung durchschimmert (*darstellen, den Fall setzen, mit Konjunktiv: bewirken*), trat die lateinische Trennung von Person, Persönlichkeit und ihrem Antlitz den Siegeszug durch die Welt an. Im Altfranzösischen

finden wir *en face* (*Façon* usw.), das um 1290 ins Englische Eingang fand. Das Englische *face* ist folglich ein genuin lateinisches Wort, das das offensive, analytische Wesen der römischen Kultur repräsentiert. Wie sehr das Gesicht der Welt der Gestaltung unterlag, ergibt sich, und hier erweist sich das Englische wieder einmal als besonders lateinisch, aus der Bedeutung, die *face* auch hat, nämlich *Reputation, guter Name*. Machbarkeit und Gestaltbarkeit des Antlitzes in der angelsächsisch-amerikanischen Kultur erhellt insbesondere aus der Vorstellung, daß ein guter Name auch jederzeit wieder verlorengehen kann. Wegen dieser kulturellen Prägung des Englischen konnte sich 1876 ein Begriff aus dem Chinesischen (*tiu lien, Verlieren des Gesichts*) be-

sonders leicht durchsetzen und rasche Verbreitung finden (*to lose the face*). Es ist eine nur auf den ersten Blick überraschende Koinzidenz der Kulturen, daß im Asiatischen ebenso wie im Abendland das Gesicht nicht nur mit Person identisch ist, sondern daß auch das Antlitz im übertragenen und tieferen Sinn als Sitz und Ausdruck von Persönlichkeit und Identität gilt. Die eminente Bedeutung dieser Vorstellung, die sich in der Begriffsbildung dokumentiert, hat jedoch vermutlich eine einfachere anthropologische Ursache.

Daß das Antlitz nun aber entgegen der römischen Vorstellung nicht ein machbares Kunststück ist, sondern in einer speziellen, abhängigen Beziehung zur Person steht, und vielleicht sogar so etwas wie

eine transluzide Membran ist, die ein Anderes, wohl jene unmitteilbare Substanz durchscheinen läßt, diesen Eindruck vermittelt manch berühmtes Porträt der Kunstgeschichte. Mona Lisas berühmte, rätselhafte Physiognomie verunsicherte Generationen, weil sie spüren läßt, daß das Antlitz *pros-opon*, also Gesicht *von etwas* ist. Wie aufschlußreich, daß der Maler selbst als großer Erfinder und humanistischer Denker ein Motor des technischen Geistes war, für den Erkenntnis vor allem auf visueller Wahrnehmung gründete. Leonardo schuf eine einzigartige Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Malerei. Ob das Rätsel der Gioconda also vielleicht einen malerischen Hinweis auf das persönliche Bekenntnis des Universalgenies enthält?

Der deutsche Volksgeist hat in der tiefen anthropologischen Verwurzelung seiner Begriffsbildung, spät zwar, aber in authentischem Empfinden zu einer Wortbildung gefunden, die auch noch genau dieses Transluzide, ja das Religiöse und Heilige des Antlitzes ausdrücken will. Im 15. Jahrhundert kam es im Deutschen zu einer Lehnübersetzung des Lateinischen *perillustris* (*sehr strahlend, sehr berühmt*), die sich des Mittelhochdeutschen *durchliuhten* (*durchleuchten*) bediente. Mit dem Begriff der *Durchlaucht*, der Titulatur fürstlicher Personen, wurde in richtiger Wahrnehmung des Personalen das hinter dem Antlitz liegende Heilige, das zur Herrschaft legitimieren sollte, erfüllt und zur Anschauung gebracht.

Die gültigen mittelalterlichen Vorstellungen von der Ordnung der Welt zerbrachen am Humanismus. Denn die Person bzw. das Individuum fand im 14. Jahrhundert eine neue, das herrschende Weltbild stürzende Definition. Der humanistische Grundakt proklamierte den Menschen als das freie Wesen, das an den Idealen der Antike reift, die durch das Studium der beiden klassischen Sprachen vermittelt wurden. Der Humanismus ging ursprünglich von der sich selbst rechtfertigenden Erkenntnis und somit vom freien Werden des Menschen aus. Daher erklären sich der Reichtum der individuellen Entwicklung des Einzelnen, seine Würde und Unantastbarkeit im humanistischen Ideal.

Analytisch, das letzte ganzheitliche Weltbild zerlegend, mußte die Leistung der Humanisten sein, weil die Orientierung an den Werten der Antike den Menschen in das Zentrum der Vorstellungswelt rückte. Sowenig die Götter der Alten ein theologisches Eigenleben führten, sie spiegelten ja gewissermaßen das irdische Leben in kosmischer Dimension, so sehr war die Wiedereinführung des antiken Weltverstehens ein abrupter Bruch zur mittelalterlichen theologisch ausdefinierten Vorstellung vom Menschen. Das Menschenbild des Hl. Thomas war schließlich reine Theologie und somit das Gegenteil der Anthropozentrik der Antike. Diese Absage an die letzte große Deutungssynthese unserer Kultur, dem ganzheitlichen Weltverstehen des Mittel-

alters, bereitete die Menschenbilder der Neuzeit vor, deren philosophische Kraft analytisch und nicht synthesebildend war und die deshalb auch kein neues, sinnstiftendes Weltbild hervorbringen konnten.

Der Humanismus beendete zwar geistesgeschichtlich das Mittelalter. Gleichwohl lebten die widersprechenden geistigen Strömungen noch lange nebeneinander her und beeinflussten sich in einem permanenten Prozeß, so daß im Laufe von Jahrhunderten ein Knäuel an Widersprüchen entstand. Die Herrschaftstheologie des Mittelalters etwa blieb bis in das 18. Jahrhundert, das ja eigentlich die Zeit der Aufklärung ist, am Leben. Erst mit dem Niedergang der Reichskirche durch den Reichsdeputationshauptschluß von

1803 und mit der Zerstörung der europäischen Territorialstrukturen durch Napoleon hörten der echt mittelalterliche Reichsgedanke und das biblisch inspirierte Zusammenspiel von Kirche und *Staat* auf. Längst hatte Kant seinen berühmten Imperativ formuliert. Längst hatte, obwohl just in dieser Zeit der Leipziger Thomaskantor Bach die Polyphonie des Mittelalters zu ihrem universalen Höhepunkt führte, das Naturrecht seinen Siegeszug in Literatur, Philosophie und Theologie angetreten.

Die Epochenbildung, die die Neuzeit um 1500 beginnen und das Mittelalter enden läßt, ist demzufolge künstlich und sogar falsch. Die verschiedenen kulturellen Sprechweisen, sei es in der bildenden Kunst, in der Literatur, in Musik, Philo-

sophie und Theologie, vollziehen einen Wechsel des Deutungsmusters häufig zusätzlich ungleichzeitig, so daß es meist gar nicht möglich ist, vom Ende einer Zeit als Anfang der nächsten zu sprechen. Geschichte muß man als permanent prozessuale Verwobenheit konkurrierender Leitbilder zur Erklärung der Welt betrachten, aus deren gegenseitiger Einwirkung und aus deren gebremster, in Krebsgängen sich vollziehender Gesamtbewegung sich allmählich ein die spätere Wahrnehmung dominierendes Welt- oder Menschenbild herauschält.

Der Durchbruch des neuen, humanistischen Deutungsmusters um 1500 war allerdings von großer Dramatik. Die Anziehung seines Menschenbildes war so groß, daß es das in anderthalb Jahrtau-

senden gereifte christliche Weltbild nachhaltig in Frage stellte. Die Vorstellung von der Befreiung des Menschen von Herrschaft wurde zur wichtigsten Grundlage der gesamten neuzeitlichen Entwicklung. Aus ihr speisten sich Reformation und Aufklärung, Bauernkrieg, ja auch der Feudalabsolutismus, Vernunftglaube und Wissenschaft.

Wenn in der Sprache die Erinnerung eines Volkes ruht und wenn diese ihre Vitalität aus der Bildkraft der Begriffsbildung zieht, dann ist es die bildende Kunst, die vorwärts strebt, die geistige Bewegungen visuell zur Anschauung bringen kann. Die Kunst kann auf Strömungen hinweisen, selbst wenn diese sich erst in Unterströmungen vorbereitend vollziehen. Und schließlich können

ihre Bildfindungen selbst zu Impulsen werden, die in die Zukunft wirken und das Selbstverständnis eines Volkes festigen oder verändern.

Das humanistische Weltverstehen hat sich deshalb schon früh in der Kunst niedergeschlagen. Schubkraft erhielt es durch den Untergang Konstantinopels (1453) und die Flucht der griechischen Künstler und Gelehrten vor den siegreichen Türken. Sie transportierten nämlich das in Byzanz lebendige Erbe der Antike in den mitteleuropäischen Kulturkreis. Albrecht Dürer hat durch das Aufnehmen und Verarbeiten dieses Impulses wesentlich an der Durchsetzung des humanistischen Ideals in der Kunst mitgewirkt. Sein Genie fand durch die antikisierenden Vorlagen oberitalienischer

Meister wieder zur originalen Kraft der antiken Körperlichkeit zurück. Die im Übergang zwischen den geistigen Bewegungen befangene Frührenaissance überwand sich schließlich selbst dadurch, daß nicht nur die Ideen der Antike wieder lebendig wurden, sondern insbesondere durch Dürers Zutun deren eigene, Typen prägende Kraft. Albrecht Dürer erscheint damit als einer der Wegbereiter der Moderne oder jedenfalls der zur künstlerischen Sichtbarmachung des großen Paradigmenwechsels von um 1500 Berufene.

Seine Werke sind von klassischer Größe. Und zwar deshalb, weil er, wie später nur Schiller und Goethe in der Literatur und diese auch nur zwischen 1795 und 1804, in einem historisch kurzen Augenblick das zivilisatorische Aufgerufensein

einer Gesellschaft mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit darstellt und diese zugleich mit großer, äußerer und innerer Schönheit zu verschmelzen weiß. Goethes *Werther* ist auf dem Scheitelpunkt des Niedergangs der mittelalterlichen Weltvorstellung deshalb auch eine Großtat der Aufklärung. Der *Werther* zeigt die erwähnte Typen prägende Kraft eines vitalen Menschenbildes, das kernhaft humanistisch ist. Es erscheint uns als ganz natürlich, daß Goethe eine Person setzte, um die Wirkungen von Aufklärung und Gefühl darzustellen. Die Erzählfigur des Werthers wurde schließlich zu einem Typus der Zeit. Die Typen prägende Kraft dieses aufklärerischen Textes, und diese beweist dramatisch die konkrete Bedeutung der Deutungsmuster, kostete einer

ganzen Reihe von jungen Männern das Leben, die, wie ihr literarisches Vorbild, den *Werther-Selbstmord* begingen.

Das vielleicht bedeutendste Beispiel für die Neuorientierung an der Antike bei Dürer sind die römischen Darstellungen des Sonnengottes Sol. Die spätantike Religiosität war geprägt von astraler Mystik und einem Glauben an die Allmacht des Sonnengottes. Dieser Zug war so stark, daß sich neue Kulte nur durchsetzen konnten, wenn sie Elemente solarer Glaubensvorstellungen aufnahmen. Christus siegte über Mithras, auch oder gerade weil das Christentum wohlbekannteste Merkmale des Sonnenmythos in sich aufnahm, denken wir nur an das Geburtsdatum des 25. Dezember.

Dem unbesiegbaren Sonnengott (*sol invictus*) stellte das Christentum, die Einheit des Sonnengottes mit Christus besiegelnd, dann jedenfalls den gerechten Gott (einen *sol iustitiae*) entgegen. Aus der kosmologischen wurde so die moralische Gottheit. In der Folge wurde Sol in der Kunst gern mit einem Löwen dargestellt, dem Symbol von Kraft, Gerechtigkeit und Richteramt. Es gibt dafür auch eine Hilfestellung des Alten Testaments, das das Richteramt des Sonnengottes erwähnt (Maleachi), übrigens mit Wurzeln im uralten babylonischen Samas-Kult.

Das tief Ursprüngliche des Gleichnisses des Christus als Pantokrator (Allherrscher) und Weltenrichter mag die Begeisterung der Kirche für den Richtergedanken von früh an erklären. Sie über-

dauerte die Jahrhunderte, und wir finden daher die Tatsache wenig erstaunlich, daß ein bevorzugter Gerichtsplatz des Mittelalters die Portale der Kirchen waren. Die Stufen des Südportals des Straßburger Münsters bildeten eine regelrechte Gerichtslaube, in dessen Statuarik wir deshalb auch die Löwenmetapher finden.

Dürer deutete den antiken Sonnengott nicht nur zum Christus um; er setzte umgekehrt in seinen Porträts *sol invictus* an die Stelle des christlichen Gottessohnes und zitiert diesen dann wieder auch in seinen Adamsdarstellungen. Wenn in der Antike der biblische Gott die heidnische Gottheit verdrängt hatte, dann setzte sich in der Zeit der wiedererwachenden Antike der einstens Überwundene nachvollziehbarer Weise wieder an die Stelle des

Siegers. Die christusgleichen Sol-Darstellungen Dürers, die der Meister als Holzschnitt vermarktete und verbreitete, markieren den Durchbruch des Humanismus in der Kunst und einen Stoß gegen das geschlossene christliche Weltbild des Quattrocento.

Eine besondere Stelle nimmt in der Frage der Bestimmung des humanistischen Verständnisses vom Individuum das berühmte Selbstporträt Dürers von 1500 ein. Es ist das in der Münchner Alten Pinakothek erhaltene Bildnis, das den Künstler mit wallenden Locken und in der Frontalperspektive zeigt. Der Theoretiker Dürer konstruierte die Proportionen des Porträts nach geometrischen Grundmaßen, die aus den Urformen des Dreiecks, des Quadrats und des Kreises

hervorgehen. Der Maler gründet damit erstmals das Bildnis des Menschen auf vollkommene Proportion und perfektes Maß. Er erhebt damit für das Individuum nicht nur den ungeheuerlichen Anspruch auf Vollkommenheit. Er setzt den Menschen sogar direkt an die Stelle Christi, denn die Frontalperspektive war in der Kunst bis dahin den Darstellungen des lebendigen Gottes vorbehalten. Diese Perspektive *in throno* kam zwar immer auch Imperatorenporträts zu, aber nur deshalb, weil die Herrscher kraft der mittelalterlichen Herrschaftstheologie selbst auch gesalbt und deshalb *christos* (Gesalbter) bzw. *vicarius* (Stellvertreter) Christi waren.

Dürer ging mit seinem Selbstporträt aber noch einen bedeutenden Schritt weiter. Denn es setzt nicht den Menschen als Typus an die Stelle Gottes, sondern das Ich. Wir finden im Selbstbildnis Albrecht Dürers somit bereits das Programm der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, nämlich die Selbstsetzung des Individuums durch Befreiung aus jeglicher Herrschaft und damit folgerichtig auch den *Anspruch* auf Herrschaft. Eine großartige Entwicklung, der wir unser modernes Leben in allen seinen Vorzügen verdanken, aus der aber auch ein Robbespierre seine Rechtfertigung bezog, die Romantiker ihre Verzweiflung, der Sozialismus seine juxtapositorische Gesellschaftsidee. Über den Umweg der Romantik, des romantischen Volksgeistbegriffs und des

Antisemitismus gibt es schließlich sogar eine tragische Verbindungslinie des großen humanistischen Akts zu den Scherzen des 20. Jahrhunderts.

Wir dürfen das Antlitz Dürers als Zeichen des Durchbruchs des neuen Menschenbildes und des beginnenden Niedergangs des letzten Weltbildes, der letzten großen Syntheseleistung der abendländischen Geschichte ansehen. Das neue Bewußtsein vom Menschen findet dabei seine Darstellung nicht durch Inbezugsetzung des Menschen zur Natur, was ein naheliegender Gedanke gerade für Dürer hätte sein können, der mit seinen Aquarellen die Landschaft als Gegenstand entdeckte, sondern in richtiger Wahrnehmung der anthropologischen Bedeutung des *pros-opon* – durch Erklärung des Ant-

litzes. Im Selbstbildnis Dürers wird Personsein absolut, das Göttliche wird zum Individuum, und schließlich wird das Antlitz zu einem heiligen Ort und mit ihm heilig der *befreite* Mensch.

Dürer vollzieht die Ineinssetzung des Gottesbildes mit dem Bild des autarken Menschen aber auch mit den Mitteln der Religion. Sein Selbstporträt steht, was die theologische Aussage angeht, im Kontext mit seinem Kupferstich des *sol iustitiae*. Dürer interpretierte diesen nämlich als *inflammatus*, wie die Apokalypse sagt, indem er das Gesicht in Flammen taucht. Sol-Christus wird als *homo ferox ac leoninus* der Apokalypse inszeniert. Der Künstler vollendet auf diese Weise die Durchdringung des Gottesbildes mit dem weltumstürzenden Anspruch des moder-

nen Menschen, indem er es nicht bei der Verschmelzung des Menschen mit dem künstlerischen Christustypus beläßt, sondern auch noch die kosmischen Attribute des Weltenherrschers zitiert. Dürer zeigt den Menschen nämlich in seiner Interpretation des Sol-Christos als regierende Person, als Richter der Welt mit den Attributen der Waage, des Schwerts und des Löwen. Der Löwe ist das den Zeitgenossen verständliche biblische Zitat und Reverenz Dürers an die Religion, die durch den Kunstgriff der Rückanbindung der Frührenaissance an die Antike zum Steigbügelhalter des neuen Paradigmas wird: Das Individuum ist nun, wie der Humanist Dürer die Bibelstelle selbst übersetzt, *löwischer Mensch*, also selbst *sol*

*iustitiae*, Richter der Welt und damit Sol-Christus und Gott.

Um die Wirkung zu verstehen, mit der Albrecht Dürers Selbstbildnis das neue Menschenbild verkündete und die universale Herrschaft des Individuums anmeldete, zitieren wir an dieser Stelle einen, vielleicht *den* visuellen Gegenentwurf des Mittelalters, das in seiner Tiefe die Ganzheit des christlichen, mittelalterlichen Weltbildes repräsentierende, dem unbefangenen Betrachter noch heute den Atem nehmende Grabtuch von Turin.

Das Grabtuch ist kein Kunstwerk, kein Bild von etwas, sondern direkter Ausdruck. Das Antlitz wird dadurch selbst als Schirm des Personalen sichtbar. Wenn die Persönlichkeit in einem großen Akt der Selbstverneinung ein Drittes, die *sub-*

*stantia incommunicabilis*, zur Erscheinung bringt, dann vollendet sie sich als Person. Das Antlitz wird zu Bedeutung und zwar zu Bedeutung frei von Kontext. Es zeigt die absolute Antwort eines Daseins, den für die intelligibel-mechanistischen Philosophien der Gegenwart unerreichbaren Gegenstand, das Wesen des Menschen.

Die Gesichtszüge wären ohne Zweifel kein Faszinosum, wenn dieses Antlitz nicht als absoluter Ort von Personalität erschiene. Es ist ein spürbarer Beweis dafür, daß die Destrukturalisten des 20. Jahrhunderts wohl nicht wirklich recht haben können, wenn sie wie Levinas das Antlitz als *das Andere* beschreiben, als nackt, ja sogar als Flehen, nicht getötet zu werden. Diese Auslegung ist bezeichnend dafür, daß intellektuelle Analyse

nicht über sich selbst hinausgreifen kann, daß sie die eigenen Strukturen immer nur wieder auf Strukturen, nicht auf einen absoluten Rechtfertigungsgrund hin auflösen kann. Es ist Gunst, aber auch Begrenzung analytischen Denkens, daß es subtrahiert und deshalb niemals zu einem Ergebnis gelangen kann, das mehr ist als die Bestandteile der Fragestellung.

Das Antlitz ist aber unzweifelhaft das Ich, das sich einem Dritten verdankt, das hindurchleuchtet, seinen Geist mag man es nennen. Und dieses Ich hat Teil an jenem Dritten, in ihm residiert das Dritte, es *ist* somit auch das Dritte. Und *dieses* begründet den Imperativ des Tötemichnicht, das nicht umsonst eines der zehn Gebote ist. Es begründet die Heiligkeit des Gesichts, seine Aura. Hierin mag das

Irritierende liegen, das den unvorbereiteten Betrachter des Grabtuches von Turin unwillkürlich ergreift, ganz gleich, ob er nun die Züge Christi sieht oder die einer anderen mit sich eins seienden Person.

Der Offenbarungsglaube ist mystischer und nicht anthropologischer Natur. Er konnte deshalb durch die Anthropologie des Logos, durch Humanismus, Vernunftphilosophie u.ä. in Frage gestellt werden. Die Kultur des Abendlandes kann sich nun nur weiterentwickeln, wenn sie durch die anthropologischen Entwürfe der Wirklichkeit hindurch wieder zur Annahme eines gültigen ersten Grundes, eines Axioms, einer Offenbarung gelangt. So wie Aufklärung und Rationalismus nicht ohne einen ersten,

also nichtrationalen Grund sein können, so bleibt das Geheimnis der Welt präsent im Mysterium des Personalen, das anthropologisch *und* Verkündung ist, nämlich Gesicht, Sehendes, Sichtbares, Antlitz.

Wenn Leben und Gesellschaft humane Züge tragen sollen, dann muß das Weltverstehen den Bedürfnissen der menschlichen Verfassung gerecht werden. Und weil diese beide Prinzipien in sich verbindet, das Analytische des Materiellen und Körperlichen und das *Synthetische*, Brücken schaffende des Seelischen, kann ein Weltbild auch nur verbindend, sinnstiftend sein, und es muß deshalb religiös sein.

Dieses Weltbild kann nicht mehr in der Welt, nicht in einem metaphysischen

Gott und nicht außerhalb des Individuums liegen, weil der Humanismus es, paradox ausgedrückt, *glaubwürdig* an die Spitze von Natur und Welt gesetzt hat. Dieses Weltbild kann, nachdem die Wissenschaft uns alles gegeben und uns alles genommen hat, nur noch in der personalen Verfassung des inthronisierten Individuums gründen, weil es der einzige verbliebene Ort für Ethos, für die Annahme des andern und für Verantwortung ist.

Dabei wird eine wesentliche Rolle spielen, daß der Mensch ein Seiendes ist, das sein Wesen noch nicht hat. Weil es seine Identität erst noch entfalten und finden muß, kann es auch versagen und ins Unmenschliche geraten. Hier gründet seine Freiheit.

Hier gründet aber auch die Tatsache, daß der Mensch sich nicht alleine selbst setzen kann, wie die Psychoanalyse bestätigt. Wenn schon Descartes lehrte, daß der Intellekt nichts hervorbringen könne, was größer als er selbst ist, muß das Individuum sein Herkommen und damit seine Identität außerhalb seines Selbst finden. Und wenn die strukturalistische Philosophie eines Heidegger die architektonischen Elemente des Humanen erkennt, aber ihre Komposition, ihr Angerufensein und damit die Gestalt des Menschen nicht überzeugend klärt, dann bezeichnet dies die Furcht der modernen, aufgeklärten Philosophie vor der Stimme hinter dem Antlitz. Denn der Mensch wird Person, wenn diese antwortet. Sie

wächst damit in geschuldete Verantwortung hinein.

Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, wann die ästhetischen Entwürfe der Philosophen aus ihrem Gesichtskreis heraus Anker werfen, um an jener unmittelbaren, spirituellen Substanz teilzuhaben. Es ist die Herausforderung an die Vertreter der szientistischen Methode, diesen Schritt mit ihren analytischen Mitteln zu bewerkstelligen, unter Verzicht auf das Feigenblatt Immanuel Kants, der den unumgänglichen Rückgriff auf Axiom, ersten Grund oder Religion als Bedürfnis der Vernunft zu rechtfertigen suchte.

Die mit Worten nicht erklärliche Schönheit großer Kunstwerke gründet nicht allein in der meisterhaften Ineinssetzung des Idealen mit dem zeitgebun-

denen Wirklichen. Artefakte von höchster Qualität erscheinen uns von besonderer Tiefe mit einem ihr zu Grunde liegenden Rechtfertigenden, also, gewissermaßen, mit einem *dahinter* Liegenden, als etwas Rückangebundenes, als wahrhaft inspiriert, als begeistert. Und schließlich kommt der *Enthusiasmus*, das wußten schon die Alten, die die Analyse erfanden, immer von Gott (*εν θεός, en theos*).

Vor allem die Literatur hat die Aufgabe, das Ganze im Einzelnen zur Anschauung zu bringen, diesen unter Umständen zu biographieren, ihm ein Gesicht zu geben, im Glücksfall verständlich werden zu lassen, wie ein anderer vor uns sich zu dem individuellen Angerufensein verhalten hat und welche Antwort er für sich fand. Biographie gewinnt gerade in einer

Zeit, in der wir das Universum erklären zu können meinen, aber die Geheimnisse von Personalität, Liebe und Bestimmung verschlüsselt bleiben, eine immense Bedeutung. Sie ist zugleich Herausforderung an das künstlerische Können, an das Bewußtsein von personaler Verfassung, an die Kenntnis von Bedingungen der Zeit, an die eigene Zurückhaltung, an Selbstverneinung und Demut.

Dabei sind der wissenschaftlichen, also analytischen Methode die Mittel des verstehenwollenden Schriftstellers weit überlegen. Denn können wir nach Fakten und Zitaten ein das Wesen eines gelebten Lebens erkennenlassendes Bild erzeugen? Können wir mit historisch-kritischer, d.h. analytischer Methode einen Lebenslauf überhaupt richtig erfassen oder gar ver-

ständig werden lassen? Geschweige denn Werdung von Person, Personales sichtbar machen? Der Schriftsteller dagegen kann den Standpunkt des Subjekts einnehmen. Er kann, dies liegt als tiefe Weisheit im Wort, sich auf es wahrhaft *verstehen*, weil er sich von seinem eigenen Standpunkt weg verstehen und sich *persönlich* einlassen kann. Es ist die Gabe des Künstlers, auf diese klingende Weise ein Bild zu erzeugen, das Gesicht wird und etwas von jener individuell gelebten metaphysischen Substanz sichtbar macht.

Das Personale bleibt das unaufhörliche Angerufensein, das Suchen, Entscheiden und sich Verantworten. Für die Antwort auf die heute wieder neu gestellte Frage nach einem Paradigma, das die Welt er-

klären kann, bildet es jene Sprache, die ursprünglich und vorbegrifflich ist, und mit der wir schließlich die uns eigene, absolute Antwort geben.

Ikonen sind der gültige Ausdruck des mystischen Weltverstehens der alten Zeit. Heute aber, auf der Spitze des aufgeklärten, wissenschaftlich-analytischen Menschenbildes, reichen symbolische Bilder und mystische Anbetung nicht alleine hin. Identität kann nur noch in der Individualität des Personalen sichtbar und annehmbar werden. Wenn sich unmitteilbare Substanz von Person in Persönlichkeit zur Oberfläche bringt, nur dann wird sie uns auch heute verständlich. Und nur sie läßt Sinn noch zu. Weil die *substantia incommunicabilis* metaphysisch und deshalb aller Personen Herkommen ist, ist

sie es, die die Namen gibt und damit Wirklichkeit setzt. Sie ist es, die Welt verstehen läßt. Erinnern wir noch einmal jenes Grabtuch, das, im genauen Unterschied zu den Ikonen des Mittelalters, eine wirkliche Person zeigt. Diese ist erkennbar eins mit ihrer unmitteilbaren Substanz, und deshalb bringt sie in ihren Zügen eben diese höchste Realität zum Vorschein.

Immer wieder also leuchtet Bedeutung ohne Kontext auf in unserer angeblich gottverlassenen Welt. Bekenntnis wird sichtbar. Es wird Gesicht und damit konkret und ethisch. Es ist wohl das große Wunder der modernen Welt, daß der Mensch, trotz allem, immer noch das ist, was das griechische Wort für Person (*pros-ōpon*) nämlich auch bedeutet: Maske

– Maske jener unmitteilbaren Substanz,  
oder, wenn ich ein Bekenntnis wagen  
darf, Maske des Antlitzes Gottes.

## Stimmen zum Buch

Ich habe die Lektüre gerade beendet und bin tief beeindruckt. Sie regt zum Nachdenken und Weiterdenken an und tut dies auf so reichhaltige Weise, daß man nicht weiß, wo der Dank zuerst einsetzen soll. Mich hat die politische Theologie des *sacrum imperium* und des „Reiches“ natürlich fasziniert. Zum Wieder- oder Neugewinnen der personalen Dimensionen fiel mir das andere Dürerbild ein: *Ecce homo* – das Selbstbildnis im Spiegel des Antlitzes des Gekreuzigten. Picasso hat 1959 etwas Ähnliches gemalt. Das Angesicht Gottes in seiner tiefsten Erniedrigung: das paßt zum Turiner Tuch.

**Professor Dr. Dr. h.c. mult. Jürgen Moltmann D.D. mult.**

Ein hohes denkerisches, aber auch sprachliches Niveau. Man mag die eine oder andere der Darlegungen – etwa die Gegenüberstellung von synthetischem und analytischem Denken, von Komposition und Juxtaposition – für sehr pointiert halten; jedenfalls gelingt es auf diese Weise, Entwicklungen und auch Brüche in der abendländischen Geschichte prononciert aufzuweisen. Die Überlegungen reihen sich ein in jene *philosophia perennis*, die die okzidentale Kultur so lange geprägt hat, nun jedoch in der Tat abzureißen droht.

**Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln**

Seit Levinas ist mir keine derart intensive Würdigung des Antlitzes als Synonym für die Person begegnet. Die alttestamentliche Segensformel, mit der der christliche Gottesdienst endet, spricht für die Argumentation. Allerdings verweisen beide

Ausdrücke auf ein Beziehungsgeschehen, so daß persona nur in praedicamento relationis aussagbar ist. Thomas von Aquin definiert die Person denn auch im Anschluß an Augustinus als relatio subsistens – woran Heidegger durchaus anknüpfte.

**Professor Dr. Drs. h.c. Eberhard Jüngel D.D.**

**Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft, Institut für interdisziplinäre Forschung**

Der vielfältige und ideenreiche Gang durch die Kulturgeschichte deutet das Geheimnis der Person vom tiefsten Geheimnis der Dreifaltigkeit Gottes und vom Antlitz Jesu Christi her. Vom mechanistischen Welt- und Menschenbild unserer Zeit aus wird in verschiedener Weise nicht nur der vielfältige Verlust vom echten Personsein aufgezeigt. Es werden auch hilfreiche Wege zur Rückkehr zu der wertvollen Verbindung von Person und dem personalen Gott erschlossen.

Kostbare Hinweise zu einem vertieften Verständnis von wichtigen Verwirrungen unserer Zeit, ihrem neuen Suchen nach einer Rückanbindung der Person zum personalen Gott und damit auch zum Weg zu einer neuen Kultur.

**Friedhelm Hofmann, Bischof von Würzburg**

Schon beim ersten Durchblättern dieses Werkes hatte ich den Eindruck, daß es sich hierbei um ein sehr wichtiges Anliegen handelt, das einer Behandlung dringend bedarf. Einerseits expandieren die Naturwissenschaften ohne Rücksicht auf die durch den Schöpfer gegebenen Grenzen und werden im Zugriff des Menschen immer mehr zu einer Ideologie.

**Rudolf Müller, Bischof von Görlitz**

Die Gottesfrage ist auch die entscheidende Menschheitsfrage, von der alles andere abhängt. Möge das Buch Menschen in dieser entscheidenden Frage zum Nachdenken anregen.

**Friedrich Kardinal Wetter,  
Erzbischof von München und Freising**

In der Welt, in der wir leben, wird oft nicht einmal mehr über die Möglichkeit der Existenz Gottes nachgedacht. Ich freue mich, daß sich dieses Buch des Problems angenommen hat.

**Georg Kardinal Sterzinsky, Erzbischof von Berlin**

Das *Antlitz* ist wirklich ein besonderes Werk und zwar in beiden Sprachen[Englisch/Deutsch]. Es hat mir also eine große Freude gemacht.

**Lord Ralf Dahrendorf, London**

This magnum opus evidences a profound level of scholarship. This theory should be circulated among members of the scientific community. I suspect many will be impressed by the insights.

**The Archbishop of Washington, USA**

It is obvious to me that the book have given this matter great thought and I am grateful for the result of the reflection.

Indeed, the impact of humanism, the Reformation and the Enlightenment have had a devastating impact on Christianity. Despite that, the theory of personalism to which the book refers, allows Christianity not only a future but a bright and hopeful one.

It is an important philosophic project.

**The Bishop of New Ulm, Minnesota, USA**

Von demselben Verfasser ist erschienen

## AMALIE FÜRSTIN VON GALLITZIN

### BEDEUTUNG UND WIRKUNG

Anmerkungen zum 200. Todestag

Mit einem Beitrag über Frans Hemsterhuis  
und die Fürstin von Marcel F. Fresco  
und mit einer literarischen Miniatur von  
Demetrius Augustin Prinz von Gallitzin  
gezeichnet von Ilse Pohl

Der Autor bestimmt in seinem lesenswerten Bändchen nicht nur die Position der Fürstin in der Geistesgeschichte, sondern untersucht auch die oft falschen oder geschmäckerischen Rollenzuschreibungen: von der preußisch-protestantischen Katholikin, die den damals prominenten Dichter und Übersetzer Friedrich Leopold Stolberg zur Konversion *trieb*, bis zur angeblichen Suffragette der Frauenrechtsbewegung. Der kluge Goethe wußte es besser, als er in Münster das Koordinatensystem der *familia sacra* studieren konnte.

Der Verfasser räumt auch mit dem über die Jahre perpetuierten Vorurteil auf, daß Amalie von Gallitzin Mitbegründerin eines *romantischen* Katholizismus gewesen sei. Fesselnd zu lesen ist auch, in welchem Maße sich die Fürstin als Tabubrecherin im besten Sinne betätigte.

Pressedienst des Bistums Münster